

Versorgung

Versorgungslage an der Heimatfront

Karin Schöntag

Der heutige Kreis Biberach bestand zur Zeit des Ersten Weltkriegs aus mehreren Oberämtern. Die Menschen verdienten ihren Lebensunterhalt größtenteils im Handwerk und in der Landwirtschaft. Industriebetriebe gab es nur wenige. Mit 9.360 Seelen stellte Biberach die größte Einwohnerzahl. Weitere kleine Städte waren Buchau, Laupheim und Riedlingen.

Um das Geschehen während des Krieges festzuhalten, griffen zahlreiche Chronisten zur Feder und schrieben auf, was sich in ihrer Gemeinde zutrug. Einige Chroniken entstanden jedoch erst in den 20er Jahren. Aufschluss geben auch Pfarrchroniken, Gemeinderatsprotokolle sowie die Tageszeitungen der damaligen Zeit.

Die allgemeine Verknappung der Bedarfsgüter traf vor allem die großen Städte des Reiches, während sie sich auf dem Land nicht so akut zeigte. Eine Ausnahme bildeten im ländlichen Oberschwaben lediglich die Stadt Friedrichshafen und das mittlere Schussental mit den großen Fabriken.

Zu Kriegsbeginn notierte der Pfarrer aus Winterstettenstadt: *„Das Unwetter, das schon lange am politischen Himmel stand, entlädt sich anfangs August“*, und er fährt fort, *„für einen langen Krieg war man trotz aller Vorahnung nicht gerüstet.“*¹ Eine große Familie, oft mit zehn Kindern und mehr, war Normalität. Kinder bedeuteten damals noch eine Art Lebensversicherung fürs Alter. Auf dem Land waren sie nicht nur hungrige Mäuler, die es zu füttern galt, sondern auch Arbeitskräfte. Die Kinder mussten während des Krieges zusammen mit den Frauen und den Alten den Hof betreiben, während die Männer im Felde waren. In den strengsten Zeiten, *„Heuet“* und *„Augsten“*, fanden auch Beurlaubungen der Soldaten statt, so dass die Arbeiten bewältigt werden konnten.² Die Bauernsöhne und Ehemänner erhielten Sonderurlaub und konnten wenigstens für kurze Zeit die Familien zu Hause unterstüt-

zen. Schüler und Studenten halfen gern bei der Erntearbeit. Der Lohn war ein zünftiges Vesper. Im Verlaufe des Krieges wurden auch Kriegsgefangene zur Ernte eingesetzt. Die Heimatfront funktionierte zumindest im ersten Kriegsjahr und wurde als ebenso kriegsentscheidend betrachtet wie die Kampfeinsätze in den Schützengräben. Die Landwirtschaft versorgte alle mit Nahrungsmitteln: das Heer, die Lazarette und die Bevölkerung des Reiches. Nicht nur in Buchau mussten 1914 durchziehende Truppen mitverköstigt werden; sie zogen weiter nach Riedlingen³ und erhielten dort ebenfalls überreichlich Proviant. Noch hatte man genug und gab mit Freuden. Man wollte ja den Krieg gewinnen!

In diesen unbarmherzigen Tagen galt das Gebot der Barmherzigkeit. Die Mahnungen von der Kanzel herab, sich untereinander zu helfen, in der Familie, in der Nachbarschaft und darüber hinaus, verstand man als Christenpflicht. Zur Linderung der Not in den großen Städten wurden nicht selten unterernährte Stadtkinder aufs Land geschickt. Im Jahr 1917 kamen 12 Kinder aus Stuttgart nach Langenschemmern, von denen sechs schulpflichtig waren.⁴ Die Gemeinden hatten einen Unterstützungsfonds für Bedürftige eingerichtet, so dass *„hier niemand hungern“* musste, wie der Attenweiler Pfarrer in seiner Stellungnahme zu den Kriegsgeschehnissen schrieb. Jeder hatte doch irgendwo ein *„Krautland“* und wurde so zum Selbstversorger oder konnte *„bei Bauern und in den Waldungen Verdienst finden“*⁵.

Die bürgerlichen Kollegien der Gemeinden verfügten, die öffentlichen Flächen im Ort in Gemüsegärten umzuwandeln; statt Gras wuchsen gelbe Rüben, Kartoffeln und Kohl. Gemeindeeigene Waldstücke wurden teilweise abgeholzt und auf dem entstandenen Ackerland Kartoffeln angebaut.

Foto: Claudia Natterer



Foto: Johannes Angele



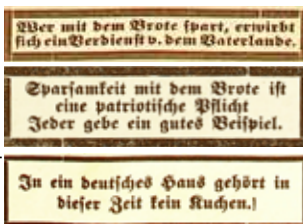
Teller mit der Aufschrift „Besser K-Brot als kaa Brot“ – also „Besser Kriegsbrot als kein Brot“. Kriegsbrot wurde aus Roggenmehl und einem Anteil Kartoffeln hergestellt.

Bildquelle: Waldseer Wochenblatt 1915



Kaffee aus Roggen war bald nicht mehr lieferbar. 1915 brachte die Firma Franck als Ersatzprodukt den „Kriegs-Kornfrank“ auf den Markt, ein Mischprodukt aus gerade verfügbaren Getreidesorten.

Bildquelle: Rottumbote

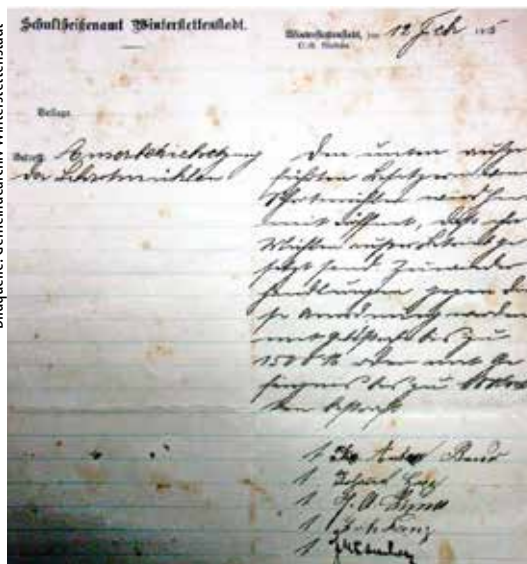


Aufrufe im Rottum-Boten im Jahre 1915, mit Brot sparsam umzugehen und auf Kuchen zu verzichten.

Diese Grundstücke verpachtete man gegen Gebühr.⁶ Holz musste zum Stellungs- bau nach Frankreich und zum Festungs- bau nach Ulm abgeliefert werden. Für die är- mtere Bevölkerung kauften die Gemeinden Nahrungsmittel auf, um sie verbilligt an Bedürftige abzugeben. Im November 1916 nahm die Gemeinde Ochsenhausen zur Be- schaffung von Kartoffeln eine Schuld von 6.500 Mark auf.⁷ Zur Unterstützung seiner Arbeiterinnen kaufte der Unternehmer Gui- do Schmitz eine große Menge Lebensmittel ein, die zunächst 45 Arbeiterinnen, deren Männer im Feld standen, zugute kamen. Im März 1917 durften schließlich alle Arbeit- erinnen und Angestellten die verbilligten Le- bensmittel erwerben. Außerdem gewährte er der Belegschaft einen Lohnzuschlag, um die galoppierende Teuerung aufzufangen. Die Arbeitszeit wurde verkürzt und zur Be- gründung teilte er den Frauen mit, „daß sie über zu wenig freie Zeit verfügen“, weil Haus- frauen doch Besorgungen zu machen hät- ten.⁸

Die ersten gravierenden Beschränkungen betrafen den Brotkonsum. Brot wurde rationiert und nur noch gegen die Abgabe von entsprechenden Brotmarken verkauft. Brotgetreide musste ausschließlich dem menschlichen Verzehr vorbehalten bleiben. Roggen, Weizen oder Hafer an Tiere zu verfüttern, war strengstens verboten. Zu Beginn des Jahres 1915 wurde bestimmt, dass Roggenmehl mindestens zu 82 %, Wei- zenmehl zu 80 % auszumahlen sei und dass Weizenmehl in den Mühlen nur in Mischung abgegeben werden dürfe, so dass 100 % Gesamtgewicht 30 % Roggen enthalten mussten. Weizenauszugsmehl und Weizen- mehl, das zu 93 % ausgemahlen war, durfte unvermischt abgegeben werden.⁹ Um zu erreichen, dass sich die Bevölkerung an die Verordnungen zum Mahlen des Kornes hielt, mussten bald die privaten Schrotmühlen vom Polizeidiener überwacht werden, da- mit keine unerlaubten Geschäfte betrieben wurden. Für diese unangenehme Spitzeltä- tigkeit legte der Gemeinderat eine Entloh- nung fest, die allerdings die Mühleneigner zu entrichten hatten.¹⁰ Auch die Heraus- nahme eines wesentlichen Bestandteils des

Bildquelle: Gemeindearchiv Winterstettenstadt



Schließungsbescheid der Gemeinde Winterstettenstadt zur Schließung der privaten Schrotmühlen: Schultheißenamt Winterstettenstadt ..., den 12. Febr. 1915
Betreff: Außerbetriebsetzung der Schrotmühlen
Den unten aufgeführten Besitzern von Schrotmühlen wird hiermit eröffnet, daß ihre Mühlen außer Betrieb zusetzen sind. Zuwiderhandlungen gegen diese Anordnung werden mit Geldstrafe bis zu 1.500 M oder mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft.
t Jos. Anton Baur
t Johannes Hopp
t J. A. Zinser
t Joh. Lang
t J. Maucher

Bildquelle: Rottumbote



Zeitungsbericht über die Schließung der Grenzenmühle Ochsenhausen wegen „Unzuverlässigkeit“ im März 1918.

Mahlwerks, das amtlich zu verwahren war, diente der Kontrolle.¹¹

In Anzeigen wurde dazu aufgerufen, bei den Bäckern Kriegsbrot zu verlangen, das aus Roggenmehl und einem gewissen Prozentsatz Kartoffeln hergestellt sein musste. Patriotische Appelle wie „In ein deutsches Haus gehört in dieser Zeit kein Kuchen“ oder „Kauft Kriegsbrot“ füllten die Anzeigenseiten der Zeitungen.

Von lieb gewonnenen Gewohnheiten trennte man sich nur ungern und versuchte deshalb von Anfang an, die Bestimmungen wo und wie auch immer zu umgehen. Mit ärztlichen Attesten hoffte man, für sich Son-

derrechte zu erlangen. Der Biberacher Arzt Dr. Fritz Schroedter bescheinigte dem Winterstetter Reallehrer Josef Goser, dass er leidend sei und kein Kriegsbrot essen dürfe.¹² Mit der Zeit wurden auch die mittels Lebensmittelkarten regulierten Zuteilungen an Brot und Kartoffeln verringert, weil die Ernteerträge infolge fehlender Düngemittel und Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften ständig zurückgingen. Eine Reichsfuttermittelstelle und eine Reichsgetreidestelle wurden eingerichtet. Gerste und Hafer mussten abgeliefert werden. Die Preise für Kraftfuttermittel wurden reguliert. Brotgetreide wurde für den betreffenden Kommunalverband beschlagnahmt. Im Laufe des Jahres 1915 kamen weitere Verordnungen zur Einschränkung des Fett- und Fleischverbrauchs. Man propagierte fleischlose Tage. Hausschlachtungen durften nur noch nach Vorschrift durchgeführt werden und wurden streng überwacht. Dennoch war Schwarzschlächtereien an der Tagesordnung. Die Fleischmarken galten nur eine Woche und verfielen nach deren Ablauf. Kein Wunder, dass einem Schultheiß die Hasen aus dem Stall gestohlen und dafür Fleischmarken hineingelegt wurden.¹³ Noch im selben Jahr regulierte der Staat die Verwendung von Milch und Milcherzeugnissen. Butter und Käse gab es nur noch auf Marken. Butter wurde rar, mit Butter konnte man alles kaufen.¹⁴ Für Butter bezahlte die Hausfrau vor dem Krieg 1,30 Mark pro Pfund. Mitte 1918 kostete sie mehr als das Doppelte, nämlich 2,90 Mark pro Pfund.¹⁵ Ende November 1915 trafen die Reglementierungen verstärkt auch die Gastwirte. Es war verboten, an bestimmten Tagen in den Gaststätten Aufschnitt sowie Fleisch auf Brot anzubieten.¹⁶ Wer es sich noch leisten konnte, in einem Wirtshaus zu essen, musste das Brot sogar selber mitbringen. Die Auswirkungen der Seeblockade machten sich bemerkbar. Missernten sowie die Maul- und Klauenseuche verschärften die Situation. Auch das im Mai 1916 eingeführte Kriegsernährungsamt konnte die Versorgung in den großen Städten nicht verbessern. Zahllose Schreiben der übergeordneten Behörden erreichten die unterge-

ordneten Behörden und die Bürgermeister. Immer neue Verfügungen und Maßnahmen sollten die Lebensmittelversorgung sicherstellen. Unzählige Überwachungs- und Verteilungslisten für alle möglichen Nahrungsmittel waren auszufüllen und sollten den Weg der auf dem Land produzierten Lebensmittel in die Ballungsgebiete dokumentieren. Schließlich blieb auch den Erzeugern nur noch ein gewisses Quantum zum Eigenverbrauch.

Selbst das Bischöfliche Ordinariat erteilte Weisung an die Pfarrer vor Ort, die Bewirtung beim traditionellen oberschwäbischen Leichenschmaus rigoros zu kontrollieren, um Nahrung zu sparen. Außer den Angehörigen des Verstorbenen sollten an einem Leichentrunke nur von auswärts kommende Verwandte und besonders geladene Gäste teilnehmen, nicht aber Bekannte, Vereine, Bedienstete, Totengräber und Sargträger. Den Kindern sollte die Teilnahme am Leichentrunke ganz verboten werden.¹⁷ Kirchliche Feiern wie Konfirmation und Kommunion stellten eine größere Herausforderung dar, wollte man sie festlich begehen.

Das Kriegswucheramtsamt, eingeführt im Oktober 1916, hatte die Aufgabe, „die Bekämpfung des Wuchers und sonstiger unlauterer Machenschaften und Gebarungen im Verkehr mit Gegenständen des täglichen Bedarfs [...] möglichst wirksam zu gestalten.“¹⁸ In den Sühnegerichtsakten der Gemeinde Fischbach haben sich zwei Beleidigungsklagen erhalten, in denen es um vermeintliche Verstöße gegen die staatlichen Höchstpreisverordnungen bzw. die Verbrauchsvorschriften ging. Im Mai 1916 wehrte sich die Frau des Söldners Franz-Josef Weiß gegen das von der Frau des Schreiners Lenneburger in Umlauf gebrachte Gerücht, sie habe auf dem Biberacher Wochenmarkt 4 M Strafe bezahlen müssen, weil sie Eier zu einem höheren Preis verkauft habe. Im September 1917 klagte Kreszenz Hailer gegen den Söldner Martin Fimpel, weil dieser sie im Gasthaus Adler beschuldigt hatte, 30 Pfund Schweinefleisch nach Biberach verkauft bzw. ihrer Schwägerin nach Stuttgart geschickt zu haben. „Dieses wird von mir in der Weise als Beleidigung angesehen, da ich einer



Dieser Bauer durfte 1917 seine Kuh noch auf dem freien Markt verkaufen.

Bildquelle: Waldseer Wochenblatt 1917

Vom Lande, 10. Juli. Um zur Vermehrung der Nahrungsmittel in den Städten beizutragen, hatte ein Landwirt u. a. über hundert Saatkrahen, gut ausgeküchelt, ausgeküchelt und verpackt an einen Verkaufvermittler nach Berlin geschickt. Der Landwirt erhielt laut Mitteilung eines gawirtschaftlichen Fachblattes für das Stück nach Abzug der Kosten rund 9 Pfennig; das Lebensmittelgeschäft zahlte dem Vermittler 20 Pfennig für das Stück; der Verbraucher aber zahlt dafür in Berlin 1-1,60 Mark. Angesichts dieser Tatsachen wird es nicht schwer sein, zu erkennen, wer die Ware verteuert. — So ist es auch bei allen übrigen Artikeln, die einer Höchstpreisfestsetzung nicht unterliegen. Kurzerhand werden „Kriegsprogente“ draufgeschlagen, der Konsument bezahlt ja; andernfalls läßt man ihn kühl lächelnd „abfahren!“

Ein Landwirt verkaufte im Juli 1917 Saatkrahen als Nahrungsmittel nach Berlin.

Übertretung der Vorschriften über den Fleischverbrauch be- zichtigt werde“, meinte sie im Sühneverfahren, bei dem es übrigens zu keiner Aussöh- nung kam.¹⁹ Für das dritte Kriegsjahr notierte Oberlehrer Kuhn, dass Lebensmittel, Mehl und Brot, auch Fleisch und Wurst auf Marken immer noch hinreichend zu erhalten seien. „So war wohl

manches unangenehm, aber von einer eigentlichen Not, von wirklichem Hungern war bei uns keine Rede.“²⁰

Die Hauptsorge für die Familie lag bei den Frauen. Diese waren für Haus, Hof und Kinder verantwortlich. Das Weihnachtsfest 1917 nahte und Kuhn ließ eine Biberacher Hausfrau berichten, „mit welchen Schwierigkeiten unsere Frauen beim Einkauf von Lebensmitteln zu kämpfen hatten. [...] Da sagt man immer von der vielen und harten Arbeit der Landfrauen in Haus und Feld. Nun ja, ich gebe das zu; aber eines haben sie doch vor uns Stadtfrauen voraus: sie haben Mehl, Eier, Fleisch, Kartoffeln im Haus und müssen nicht stundenlang herumstehen, bis sie zuerst die Lebensmittelkarten und dann die Lebensmittel selber erhalten. Davon können wir in der Stadt ein Liedlein singen.“²¹ Am Ende jeden Tages hatte die Stadtfrau aber alles bekommen, wenn auch unter Schwierigkeiten. Es

gab Familien, die bescheiden leben mussten, doch es gab eben auch die andere Seite, nämlich dass es einigen Biberacherinnen immer noch möglich war, ihr Kaffeekränzchen abzuhalten.

Um möglichst sparsam und effizient zu haushalten, konnte man sich in den zahlreich stattfindenden Beratungsvorträgen vom Gemüseanbau bis hin zu Kriegskochkursen kundig machen. Viele Kriegskochbücher erschienen mit Empfehlungen wie knappe Zutaten durch eher verfügbare Alternativen ersetzt werden können.

Biervorräte, Gerste und Malz wurden beschlagnahmt, um den Bedarf der Truppen sowie der im Betrieb der königlichen Staatseisenbahnen und in der Rüstungsindustrie beschäftigten Personen zu decken. In den Zeitungen hagelte es Proteste: Der Bauer will sein Bier, zumindest am Sonntagnachmittag trinken. Ausgeschenkt wurde nur Dünnbier und das auch nicht vor fünf Uhr abends. Ein Höchstpreiserlass folgte dem anderen.

1918 wurde die Schweinemast verboten, um auf diese Art und Weise mehr Kartoffeln und Getreide für die menschliche Nahrung zu bekommen. Es durften nur noch Schweine gehalten werden, für die auch eine Schlachterlaubnis vorlag. Die Versorgung mit Lebensmitteln spitzte sich nun auch auf dem Land zu.

Alternativ suchte man nach Ersatzmitteln: Brombeerblätter als Tee, Eicheln statt Kaffee, Buchenlaub statt Tabak, Brennesseln als Spinnfaser, Öl aus gepressten Obstkernen, Knochen und Eierschalen als Dünge- und Futtermittel. Die Aufforderungen, all diese Ersatzstoffe im Wald und auf den Feldern zu sammeln, nahmen kein Ende: *Sammelt Laubheu zur Fütterung der Tiere! Sammelt Beeren! Sammelt Pilze! Sammelt Wollreste, Altgummi, Frauenhaar [...]*! Es gab beinahe nichts, was nicht verwertbar gewesen wäre. Die Einschränkungen betrafen aber nicht nur die Nahrungsmittel, sondern auch viele Güter des täglichen Bedarfs, auch Kleidung oder Geschirr. Spätestens ab 1916 war eine einigermaßen auskömmliche Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs fast nicht mehr möglich. Auch mangelte es an Brenn-

Vofales.
 Döfenhausen, 30. Nov. In der letzten Versammlung des hiesigen kath. Arbeitervereins wurde die Abhaltung eines Kriegskochkurses beschlossen nachdem sich bereits 35 Teilnehmerinnen angemeldet hatten. Frau Baronin von König Sommershausen die sich während des Krieges schon so viele Verdienste um das Rote Kreuz erworben, hat sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, die Leitung dieses Kurses zu übernehmen, was um so bemerkenswerter ist, als diese Dame seinerzeit in Stuttgart an den entsprechenden Beratungen und Kursen teilgenommen hat. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, sei bekannt gegeben, daß die Unterweisungen in der Kriegsküche (um etwas anderes kann es bei der kurz bemessenen Zeit nicht handeln) zunächst nur für Frauen und Mädchen nur den arbeitenden Klassen berechnet sind.

Der Rottum-Bote lud im Dezember 1915 zu einem Kriegskochkurs, den die Baronin von Koenig aus Sommershausen durchführte.

material und Öl. Der Pfarrer von Reinstetten, Dr. Moritz Johner, hielt fest: „Kommt der Erdölwagen ins Dorf, so gibt es einen ganzen Auf-
lauf. Jeder will zuerst und am meisten haben. Nunmehr sind zur Regelung der Abgaben eigene amtliche Erdölkarten eingeführt worden, [...] Aber was helfen Karten, wenn kein Erdöl vorhanden, was oft der Fall ist.“²²

Das Jahr 1917 brachte eine große Knappheit an sämtlichen Kleider- und Lederwaren. Die Wolle von Schafen sowie jede Art Fell wurden beschlagnahmt. Schuhzeug gab es kaum mehr zu kaufen. Für Waldarbeiter und Forstleute erhielt der Winterstetter Schultheiß gerade mal ein Paar Lederschuhe aus einem Sonderkontingent. Wem sollte er dieses eine Paar zukommen lassen? Holzschuhe kamen in den Handel. Für Kleider und Schuhe wurden Bezugs-scheine ausgegeben und, was man für sein teures Geld nach langem Suchen schließlich erhielt, war von minderwertiger Qualität. Papierstoff wurde als Ersatzstoff propagiert. Frauen und Mädchen trugen zum Teil Kopftücher oder Schürzen aus diesem neuen Stoff. Wenn sie aber auf dem Feld in den Regen kamen, hingen ihnen, bis sie daheim waren, nur noch ein paar nasse Papierfetzen um die Ohren. Verwünscht wurde auch die minderwertige Papierschnur.

Schließlich wurde im Laufe des Jahres 1917 auch jede Art von Metall in großem Umfang gesammelt bzw. beschlagnahmt. Sämtliche Brenner- und Hausgeräte aus Kupfer, Messing, Zinn, Aluminium, Bierkrugdeckel, Musikinstrumente, Kupfer- und Messingpfannen, Wasserschiffe und Bettflaschen aus Kupfer, Tür- und Fenstergriffe aus Messing, sowie Stacheldraht und Orgelpfeifen mussten abgeliefert werden. „Alles wurde dem Krieg geopfert [...]“, protokollierte ein Chronist das Geschehen in seinem Dorf.²³ Besonders hart traf es die Gemeinden, als auch noch die Kirchenglocken von den Türmen geholt wurden. „Es griff ans Herz, als die beiden Glocken, mit schwarzem Schleier behangen und mit Opferkränzen geschmückt, unter dem Abschiedsgeläute ihrer beiden zurückbleibenden Schwestern weggefahren wurden“, hieß es in Burgrieden. Große Trauer und teilweise Ärger, gar Wut, beschlich



Bildquelle: Archiv Josef Erath, Mettenberg



Im Jahre 1915 gab die Ulrich'sche Buchhandlung Riedlingen ein „Oberschwäbisches Kriegskochbuch“ heraus, „zusammengestellt im Bezirk Riedlingen“, mit Rezepten, die die besondere Versorgungslage berücksichtigen sollten. Dennoch finden sich teilweise Rezepte, deren Vorgaben von einem halben Pfund Zucker nur sehr schwer einzuhalten wären.

die Gläubigen. Diese als „kriegswichtig“ bezeichnete Maßnahme rief in Winterstettenstadt den Widerstand der Gemeindeglieder hervor. Dem Pfarrer warf man vor: „Leider boten auch die Geistlichen um einen Orden die Hand dazu. Auch bei uns mussten Orgelpfeifen und drei Schwesterglocken geopfert werden. Zwar hatte die Bürgerschaft beschlossen, die Glocken nicht abzuliefern, und es war auch keiner an der Zerstörungswut beteiligt. Fremde Handwerksleute, angeworben vom Pfarrer Killenberger, halfen, die Glocken vom Turm zu nehmen.“, heißt es in den Winterstetter Aufzeichnungen. Der Geistliche wehrte sich in der Pfarrchronik mit den Worten: „[...] als ob der Pfarrer es hätte verhindern können“.²⁴

Bis zum Kriegsende änderte sich an den wirtschaftlichen Verhältnissen wenig, nur dass alles noch knapper und noch teurer geworden war.

Wer konnte, deckte sich bei Kriegsbeginn mit Lebensmitteln ein. Adam Kuhn berichtet in der Kriegs-Chronik der Stadt Biberach: „Freilich wurde in der ersten Aufregung auch manche Unbesonnenheit begangen. So der massenhafte Einkauf von Mehl, Fett, Zucker, Kaffee und anderen Lebensmitteln.“

Die Mühlen, Mehlhandlungen, Kolonialwarengeschäfte wurden schon am Abend des 1. August namentlich aber am Montag, den 3. August, geradezu bestürmt. Dazu trugen allerdings die Umtriebe gewissenloser Reisender bei, die austreten, die Mühlen werden im Kriegsfall geschlossen, so dass der Anzeiger vom Oberland schon am 30. Juli vor den Schwindeleien warnen mußte.²⁵ Die Märkte des Oberlandes waren von auswärtigen Käufern stark besucht, so dass die Preise, die immer niedriger waren als in den Industriegebieten des Landes, in die Höhe getrieben wurden. Die Beschaffung von zusätzlichen Lebensmitteln, das Hamstern, wurde in den großen Städten des Reiches zu einer Überlebensfrage. Trotz aller Verbote und Kontrollen durchkämmten Kolonnen von Großstädtern an den Wochenenden die ländlichen Regionen auf der Suche nach Essbarem. Wer genügend Geld hatte, der konnte sich auf dem Schwarzmarkt die begehrten Waren verschaffen. Das sorgte für Verbitterung. „Alles wird für die Reichen, für die Besitzenden reserviert“, empörte sich eine Frau in einer Hamburger Kriegsküche im Februar 1917. „Die schönen Reden vom Durchhalten gelten nur für die arbeitende Klasse, die herrschende Klasse hat sich mit ihrem Geldsack schon genügend versorgt.“²⁶ Schon während des letzten Kriegsjahres und auch noch nach Kriegsende kamen die Hamsterer aufs Land. An diesem Wort klebt manches Unangenehme, manch stilles, bitteres Leid. Die verfügbaren Rationen reichten gerade in den Städten nicht aus, um die Bevölkerung auch nur annähernd mit



Aufruf im Rottum-Boten vom 28.06.1918 gegen die Hamsterer.

Nahrungsmitteln versorgen zu können. So suchte manch unterernährte Gestalt Hilfe auf dem Land und kaufte und bettelte um Lebensmittel aller Art.²⁷

In der ländlichen Region des heutigen Kreises Biberach waren es die Ortsvorsteher, Bürgermeister oder Schultheißen, die den Mangel zu verwalten hatten.

Es gab aber auch Kriegsgewinnler. In der Grother Ortschronik beklagte der Bürgermeister: „Bemerkt sei, daß die Kriegerfrauen u. Bauern welche daheim waren die reinsten Wucherer waren denn alle haben ihre Schulden abbezahlt.“ 1916 notierte er: „Da war der brave u. aufrichtige Mann oder Frau schon die Lakierten. Denn es haben sich schon so viele Mißstände eingegriffen, daß der Schreiber dieselben nicht wiedergeben will.“

Zusammen mit dem Roten Kreuz war es vor allem der Verdienst der Ortsvorsteher, oft unbürokratisch die Nöte der Menschen zu lindern. Das Rote Kreuz erhielt 1917 den Friedensnobelpreis, der einzige, der in den Kriegsjahren 1914 bis 1918 vergeben wurde.

In den Geschäften wurden Brot und Mehl knapp, so dass deren Abgabe reglementiert wurde. Die Oberämter und Ortsverwaltungen organisierten ab 1915 die Ausgabe von Bezugsmarken. Immer mehr Lebensmittel waren nicht mehr ohne Karte erhältlich. Auch für andere Produkte mussten Bezugskarten vorgelegt werden. Selbst Produkte wie Bindfaden gab es nur noch mit Marke.



Foto: Johannes Angele